

Ruhelos in reichsten Jahren
Blieb mit Ringendem der Sinn.

Gluth und Fluth des Ueberlebens
Dampft ein schlechendes Geschick;

Was ich reisend dir ergehen,
Schenkst du rein und reiner mit,

Tantchen Ernesta.

Novelle von Antonie Andrea.

Damals, als Rudolf sich mit ihrer
Schwester verlobte, dachte sie, ihr Herz
müßte in Stücke brechen.

Sie wurde auch gleich von den Partein
zu Rathe gezogen, als die unvernünftigen
Erkenntnisse sich geltend machten,

„Du mußt dich nicht um den Gefallen,
ledig zu bleiben!“ sagte Rudolf einst
im Scherz und nannte sie „Tantchen“.

„Wir würden ja gar nicht fertig ohne
unsern lieben Hausfrauen.“
Seine junge Frau aber meinte
weiser: „Für Ernesta ist doch meine
gut genug!“

Als dann der kleine, süße Junge
kam, der mit den schönen braunen Augen
seines Vaters die Welt erkaunte,

„Ich möchte wissen, wem dieser kleine
selbstthätige Kerl eigentlich gehört;
mir, seiner leiblichen Mutter oder dieser
unmörderischen Tante?“

Als der kleine dann wieder auf seinen
eigenen Beinen laufen konnte,
und der Gummipfropfen ein überaus
bedeutsamer Standpunkt war,

„Ah!“ rief sie aus der Tiefe ihrer
wunden, gemißhandelten Seele. Sie
hatte diesem Manne ihr Bestes gegeben,

„Was ist das für ein Mann?“ fragte
Rudolf einmal, als er einen seiner
nachdenklichen Tage hatte. „Du siehst
ja ganz elend aus.“

„Was ist das für ein Mann?“ fragte
Rudolf einmal, als er einen seiner
nachdenklichen Tage hatte. „Du siehst
ja ganz elend aus.“

„Was ist das für ein Mann?“ fragte
Rudolf einmal, als er einen seiner
nachdenklichen Tage hatte. „Du siehst
ja ganz elend aus.“

„Was ist das für ein Mann?“ fragte
Rudolf einmal, als er einen seiner
nachdenklichen Tage hatte. „Du siehst
ja ganz elend aus.“

„Was ist das für ein Mann?“ fragte
Rudolf einmal, als er einen seiner
nachdenklichen Tage hatte. „Du siehst
ja ganz elend aus.“

„Was ist das für ein Mann?“ fragte
Rudolf einmal, als er einen seiner
nachdenklichen Tage hatte. „Du siehst
ja ganz elend aus.“

„Was ist das für ein Mann?“ fragte
Rudolf einmal, als er einen seiner
nachdenklichen Tage hatte. „Du siehst
ja ganz elend aus.“

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

B. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., 19. Februar 1904. (Zweiter Theil.) Jahrgang 24 No. 25.

möchte zu Tisch nicht auf ihn rechnen.
Sie stand hinter der Gardine am Fenster
und sah ihm nach; die Hoffnung in
ihrem Herzen begann zu welken.

„Ernesta,“ begann er zögernd.
Pflöcklich kniete er vor ihr, und das Antlitz
zu ihr emporgerichtet, stammelte er
bezwungen: „Ich habe mich eben verlobt.“

„Nein, nein! Ihr kleines Volk,
marsch, in die Kinderstube! Papa hat
ein ungehöriges Wort mit Tantchen
zu sprechen.“

„Ernesta,“ begann er zögernd.
Pflöcklich kniete er vor ihr, und das Antlitz
zu ihr emporgerichtet, stammelte er
bezwungen: „Ich habe mich eben verlobt.“

„O, sprich!“ flüsterte er bittend.
„Leberraitch es dich so sehr, Schwester-
herz? Hast du vergessen, daß ich noch
jung bin?“

„Auf wen soll deine Wahl?“ fragte
sie, während ihr Herz den Takt schlug,
zu den schweren, schweren Worten.

„Er erbot sich verlobt.
Wie sie nur so lieblos sein könnte?
Seine Braut wäre jung, sie hätte
Rückblick in ihren Adern; gerade
ihre sprudelnde Laune hätte ihn so
mächtig angezogen, in seiner Verei-
samung und dem nüchternen Einzel-
seines Wittwerthums.“

„Ah!“ rief sie aus der Tiefe ihrer
wunden, gemißhandelten Seele. Sie
hatte diesem Manne ihr Bestes gegeben,

„Was ist das für ein Mann?“ fragte
Rudolf einmal, als er einen seiner
nachdenklichen Tage hatte. „Du siehst
ja ganz elend aus.“

„Was ist das für ein Mann?“ fragte
Rudolf einmal, als er einen seiner
nachdenklichen Tage hatte. „Du siehst
ja ganz elend aus.“

„Was ist das für ein Mann?“ fragte
Rudolf einmal, als er einen seiner
nachdenklichen Tage hatte. „Du siehst
ja ganz elend aus.“

„Was ist das für ein Mann?“ fragte
Rudolf einmal, als er einen seiner
nachdenklichen Tage hatte. „Du siehst
ja ganz elend aus.“

„Was ist das für ein Mann?“ fragte
Rudolf einmal, als er einen seiner
nachdenklichen Tage hatte. „Du siehst
ja ganz elend aus.“

„Was ist das für ein Mann?“ fragte
Rudolf einmal, als er einen seiner
nachdenklichen Tage hatte. „Du siehst
ja ganz elend aus.“

„Was ist das für ein Mann?“ fragte
Rudolf einmal, als er einen seiner
nachdenklichen Tage hatte. „Du siehst
ja ganz elend aus.“

„Was ist das für ein Mann?“ fragte
Rudolf einmal, als er einen seiner
nachdenklichen Tage hatte. „Du siehst
ja ganz elend aus.“

„Was ist das für ein Mann?“ fragte
Rudolf einmal, als er einen seiner
nachdenklichen Tage hatte. „Du siehst
ja ganz elend aus.“

„Lieber Rudolf,“ sagte sie tröstend,
„wir müssen zufrieden sein mit dem,
was ist. Ich glaube, meine Freundschaft,
die du immer werth gehalten
hast, kann dir auch ferner genügen und
— nützen. Morgen, wenn du nicht zu
Hause bist, werde ich deine Frau be-
suchen. Du weißt, mich — wird sie
besser verstehen.“

Sie hatte richtig geurtheilt. Vor
ihrem lieblichen Theilnahme schmolz die
Kinde um das Herz der jungen, verbit-
terten Frau. Weinend fiel das junge
Weib „Tantchen“ um den Hals. „Ja,
du hast Recht! Ich will es erster nehmen
mit meinen Pflichten. Ich will
versuchen, mich ihn unterzuordnen.
Ach, ich liebe ihn ja noch immer!“

„Dann wird alles wieder gut,“ sagte
Ernesta.
Sie behielt auch diesmal Recht! Rudolf
wurde nachsichtiger, die junge
Frau fügsamer und als nun dann ein
neues Schwesterchen den beiden „Gro-
ßen“ sich zugesellte, da war Tantchen
wieder ganz in ihrem Element und be-
kam ein ganz zum „Aufpäppeln“ und
„Verbäufeln“.

„Nach Jahren, als man gerade zu
„Tantchens“ Geburtstag ein großes
Familienfest gab, flöberte „Papa“ Rudolf
ein paar weiße Häschen, die aller-
ersten, in ihrem braunen Scheitel auf.

„Die haben wir dir gemacht, groß
und klein, wie wir hier beisammen
sind!“ sagte er zwischen Heiterkeit und
Nüchternung.

Die gewonnene Wette.

Humoreske von P. Trautwein.

In der Inspektorenstube des Ritter-
gutes zu R. saßen die beiden Volontäre,
deren sich das Gut zu erfreuen
hatte, in eifriger Berathung. Am fol-
genden Tage sollte eine große Treib-
jagd stattfinden, zu der zahlreiche Ein-
ladungen ergangen waren, und die bei-
den jungen Herren hatten es überein-
kommen, alle dazu nöthigen Vorbereitun-
gen zu treffen und den einzelnen Theil-
nehmern ihre Plätze anzuweisen.

„Soweit wären wir also mit der
ganzen Geschichte im Reinen,“ rief der
eine der beiden, eine baumlange Gestalt
mit kräftiger Abernase und dünnem,
blondem Schnurrbart, von seinem
Kollegen der „lange Friede“ genannt.

„Aber was langen wir mit dem In-
spektor an, den der Baron trotz meines
dringenden Abmahns eingeladen
hat? Wenn es uns nicht gelingt, den
fernschaltenden, gibst du sicher ein Un-
glück.“

„Das Gegenüber des langen Friede
war eine kleine, schlanke Figur mit
wolkendem, dunklen Vordach und
schwarzen, pfiffigen Augen. Seine
Lieblingsbeschäftigung bildete die Or-
nithologie. Halbe Tage lang durch-
suchte er Wald und Feld und spürte
den Nestern der Vögel nach, um seine
Eierfammlung zu vervollständigen.

„Das habe ich ihm denn bald seinen Spitz-
namen eingetragen, und allgemein
wurde er der „Gierauspuffer“ genannt.
Der Gierauspuffer antwortete nicht
auf die Worte des langen Friede, son-
dern blinzelte nur eifrig mit seinen
langen Augen, um dadurch sein velle-
liches Einverständnis mit dem Besagten
auszudrücken.

„Erst auf der letzten Jagd beim
Grafsen H.,“ fuhr der lange Friede fort,
„hat der Ingenieur den besten Jagd-
hund junich geschossen, und wer weiß,
ob sein mörderisches Blei nicht über-
kurz oder lang einem Menschen den
Garaus macht!“

Der Gierauspuffer schweig und blin-
zelte weiter.
„Aber wie, wie ihn fernhalten?“ be-
gann jener von Neuem. „Das ist die
Frage. Ich gemarkierte mir vergebens
darüber den Kopf. Vernünftigen Grän-
den ist der Mensch nicht zugänglich.“

„Ich werde die Sache auf mich neh-
men,“ unterbrach ihn der Gieraus-
puffer ruhig. Der lange Friede sah er-
staunt auf. „Lach mich nur machen und
dringe nicht weiter in mich, wie ich es
anstellen werde. Ich hab' meinen Plan
gefaßt, und ich denke, es soll ein Haupt-
gambium werden. Auf jeden Fall werde
ich ihn unschädlich machen.“

Vergebens versuchte der lange Friede
sich zum Mitwisser dieses Planes zu
machen. Der andere erklärte, das
würde ihm nur den Spas verderben
und dabei blieb es.

Am anderen Morgen in aller Frühe
waren die geladenen Gäste versammelt,
unter ihnen der Ingenieur. Er war ein
harmloser, biederlicher, gemüthlicher
Mann, einer jener Menschen, von denen
man zu sagen pflegt, daß sie seiner
Fliege etwas zu leide thun können.

„Aber drei Fehler besah er. Der eine
war, daß er sich leidenschaftlich gern an
Jagden betheiligte, ohne von der Hand-
habung der Büchse eine rechte Ahnung
zu haben; der andere, daß seine Unter-
haltung sich stets um die technischen
Arbeiten bewegte, mit deren Ausfüh-
rung er gerade beschäftigt war und daß

er mit einer beängstigenden Zähigkeit
an diesem Gesprächsstoff festhielt,
mochte sein Partner auch noch so große
Anstrengungen machen, ihn auf ein an-
deres Gebiet hinüberzulenken. Mit
ausgesuchter Freundlichkeit begrüßte
ihn der Gierauspuffer. Der Ingenieur
began sofort von einem „neuen Ver-
fahren“ zu erzählen, das er auf einer
näheren Brennerei zur Anwendung ge-
bracht und beschrieb in alle enden wol-
lendem Redeflusse alle Einrichtungen
desselben auf's Detailirteste. Unter
anderen Umständen wäre der Gieraus-
puffer flüchtig davon gelaufen. Heute
ließ er Alles über sich ergehen, ja, er
hörte mit dem verbindlichsten Zuhören
zu, das allerdings zuweilen einen et-
was diabolischen Anflug zeigte. Kurz
vor dem Ausbruch der Jagdgesellschaft
führte er seinen Begleiter an den Ge-
wehrgeschrank, um diesem eine Waffe
auszuleihen zu lassen. Besonders ange-
legentlich empfahl er ihm eine kurze
Doppelflinte als außerordentlich treff-
sicher, und mit diesem Danke nahm sie
der Ingenieur. Die Wagen fuhrten
vor, um die Jäger nach der unsern ge-
legenen Gemartung zu bringen, wo
das Treiben seinen Anfang nehmen
sollte. Der Ingenieur und die beiden
Volontäre fuhren zusammen. Raum
sah man im Wagen, so begann dieser
sein „neues Verfahren“ weiter aus-
einanderzusetzen. Seine beiden Be-
gleiter blickten schweigend in die Land-
schaft. Bald war man am Ziele. Die
Herren stiegen aus und erhielten ihre
Plätze angewiesen. Der Ingenieur
und die Volontäre blieben zusammen.

„Nun können Sie endlich auf, von
Ihrem Verfahren zu erzählen, und
danken Sie an die Jagd.“ begann der
Gierauspuffer. „Einen Hasen werden
Sie zwar freilich nicht treffen, wenn
Sie auch schon einmal eine Jagd
mitgemacht haben, wie Sie mir er-
zählten. Ja, ja, es gehört Übung
dazu, so einen beweglichen Gegenstand
zu treffen. Ich habe das an mir selbst
erfahren. Es hat lange genug ge-
dauert, bis ich ein perfekter Schütze
geworden bin.“

Der Ingenieur sah seinen Nachbar
von der Seite an. Er wußte zwar, daß
der Gierauspuffer im Schlingenstellen
eine ausnehmende Geschicklichkeit be-
sah, und darin kaum von Jemandem
übertroufen würde, aber Leistungen im
Schießen! Oft genug hatte er gehört,
wie jener mit seinem Meißerhämmer ge-
schäftelt wurde, bei dem er auf zwanzig
Schritt eine tollefaule Gaid mit ver-
blüffender Sicherheit geschloß und
sollte. Hatte er sich doch erst beim le-
zten Scheiternschießen mit Pistolen, das
auf dem Schlosse veranstaltet worden
war, über jenen geäußert. Keine ein-
zige seiner Kugeln hatte die Scheibe
auch nur berührt. Und ebendasselbe
wollte sich ihm gegenüber als perfektes
Schützen aufspielen! Ein mittelgroßes
Lächeln unguete seine Lippen.

„Sie scheinen zu zweifeln, mein
Herr.“
„Ich dachte nur an das letzte
Scheiternschießen und...“

„Das war eben Pech,“ abschließendes
Pech. Nichts weiter.“

„Und an die Erzählungen der In-
spektoren.“

„Sie beleidigen mich, wenn Sie an
solches Gedwöh glauben. Aber all-
erdings, Sie haben ja noch keine Leistung
von mir gesehen. Doch das kann
augenblicklich geschehen. Werfen Sie
Ihren Hut in die Luft, ich werde 10
Flaschen Champagner, daß ich ihn
durchhöre.“

Dem Ingenieur rieselte es kalt über
den Rücken. Zehn Flaschen Champagner!
Und sein neuer, prächtiger Hut,
den er erst bei seiner Abreise aus der
Residenz für schmerz Geld erstanden
hatte! Wenn jener ihn am Ende doch
traf! Aber das war ja unmöglich. Er
wollte ihn schon tröstlich werfen, und
beim Strabfallen auf den weichen Ader
konnte er ja kaum erheblich beschädigt
werden.

„Dopp! es gilt!“ rief er und streckte
seine Hand dem Gierauspuffer hin. Der
lange Friede trat heran, schlug durch,
und blieb neugierig stehen, wie sein
Freund das anfangen werde. Der In-
genieur nahm seinen Hut ab, holte weit
aus und schleuderte ihn mit einem ge-
waltigen Rud hoch in die blaue Luft.
Man sah nur einen mächtig großen
Punkt. Der Gierauspuffer hielt das
Gewehr lässig in der Hand, ohne sich
zu rühren. Langsam fiel der Hut wie-
der herab. Etwa drei bis vier Schritte
vor dem Gierauspuffer erreichte er den
Boden und stand aufrecht da. Pflöcklich
nahm dieser das Gewehr an die Wade.
Wau! trachte der Schuß. Die volle
Ladung war durch den Hut gegangen
und in tausend Stücken flog er aus-
einander. Der lange Friede stimmte
ein unmäßiges Gelächern an.

Der Ingenieur war pulterroth ge-
worden vor Wuth. „Wie können Sie
noch schiefen, nachdem der Hut schon
an der Erde lag?“

„Bitte sehr!“ entgegnete lächelnd der

Andere, „ich habe nichts davon gesagt,
daß ich den Hut im Fliegen treffen
wollte. Ich sagte nur: Werfen Sie ihn
in die Höhe und ich werde ihn durch-
schießen. Ich habe meine Wette also
glänzend gewonnen, wie der lange
Friede mir bezeugen wird.“

„Das ist ja abscheulicher Betrug,“
brauste der Ingenieur auf. „Ich er-
wartete einen Meißerhämmer von Ihnen
zu sehen, und Sie behelfen sich mit
einem elenden Witz. Das kann der
erste Witz von den Treiberjungen dort
auch.“

„Das möchte ich bezweifeln,“ erwid-
erte der Gierauspuffer. „Ja, ich be-
haupte sogar, daß Sie das nicht könn-
en.“

„Was? Ich nicht können?“ schrie
der Ingenieur.
„Wir wollen's probiren, ich biete
Ihne dieselbe Wette von Neuem an. Ich
werde meine Jagdmütze in die Höhe
werfen und Sie sollen sie durchschießen.
Ich wette wiederum zehn Flaschen
Champagner, daß Sie nicht imstande
sind, das kleinste Löchlein hineinzu-
machen.“

„Das wollen wir gleich sehen,“ rief
der Ingenieur und rief seine Flinte von
der Schulter.

Inzwischen hatte sich, aufmerk-
sam gemacht durch das seltsame Gebahren
der drei, ein großer Theil der Jagd-
gesellschaft um sie versammelt und war
rasch von dem langen Friede über das
Vorgefallene unterrichtet worden. In
weitem Kreise umstanden sie erwar-
tungsvoll die beiden Wettkämpfer. Nach-
lässig warf der Gierauspuffer seine
Mütze empor. Fast unmittelbar vor
den Füßen des Ingenieurs fiel sie nie-
der. Zitternd vor Zorn und Aufregung
lernte dieser an. Die Mündung der
Flinte lag fest auf der Mütze. Gleich-
zeitig drückte er beide Läufe los. Gleich-
wohl dem Analle sah man eine dicke
Staubwolke hervorquellen. Der Gier-
auspuffer hatte die Flinte vorsichtiger-
weise mit — Sägemehl geladen.

Wie zur Salzäule erstarrt stand der
Ingenieur, als er die räthselhafte Wir-
kung seines Schusses bemerkte. Aus
reichlich einem Duzend Kugeln erscholl
ein homerisches Lachen. Ohne eine
Mütze zu verziehen, blickte sich der Gier-
auspuffer, hob die Mütze auf und
schüttelte das Licht darauf liegende
Sägemehl herunter. Dann richtete er sie
dem Ingenieur hin, zum Beweise, daß
er abermals seine Wette gewonnen
habe. Da kam Leben in die starre Ge-
stalt. Einen wüthenden Blick sandte
er den beiden Volontären zu. Dann
warf er die Flinte über die Schulter
und nachhüpfte, wie er war, trat er
in beschleunigtem Tempo zu Fuß den
Heimweg nach dem Schlosse an, ohne
nur einmal nach dem Schauplatz sei-
nes Abenteuers sich umzusehen. Lange
noch hörte er das laute Lachen der Ge-
sellschaft.

„Die Bewegungen der Hand.“
Es giebt bekanntlich viele nervöse
Menschen, die nicht im Stande sind,
ihre Hände stillzuhalten, selbst wenn
sie nicht erregt sind. Die Wissenschaft
hat aber neuerdings entdeckt, daß
überhaupt kein Mensch im Stande ist,
seine Hand unbeweglich stillzuhalten,
und daß selbst die Hand, die man auf
den Tisch legt und nach eigener Mei-
nung durch Druck unbeweglich festhält,
doch in eigenthümlicher Weise zittert
und zuckt. Die Wissenschaft behauptet
sogar, die Hand richte sich mit un-
willkürlichen Bewegungen nach den
Gedanken des Menschen, und so wie
bei allen Vertretern des Nahenge-
schlechts die zuckende und sich be-
wegende Schwanzspitze die Gedanken des
Thieres gewissermaßen verräth, so
folgt auch die menschliche Hand den
Gedanken. Um dies zu beweisen, hat
man neuerdings einen sehr einfachen
und doch zuverlässigen Apparat kon-
struirt. Dieser besteht in einem klei-
nen, dreirädrigen Wagen, das heißt
einer Plattform, groß genug, um eine
menschliche Hand darauf zu legen, und
aus drei kleinen Rollen, die sich bei
dem geringsten Druck bewegen und so-
wohl vorwärts, als rückwärts, nach
rechts und nach links ausweichen kön-
nen. Der ganze Apparat steht mit

einem automatischen Schreibwert in
Verbindung, welches die leiseste Be-
wegung des kleinen Wagens in Form
einer Wellen- oder Zadenlinie auf-
zeichnet. Selbst wenn nun die Per-
son, mit der man den Versuch macht,
die Hand auf dem kleinen Wagen nach
ihrer Meinung noch so still hält, ver-
zeichnet das Schreibwert doch Wellen-
linien mit mehr oder minder großen
Erhebungen und Thälern. Ganz auf-
fallend groß aber werden die nieder-
geschriebenen Bewegungsbilder, wenn
sich der Experimentirende mit der
Versuchsperson unterhält. Man
hat sogar durch die Experimente her-
ausgefunden, daß jeder Mensch un-
willkürlich mit seinen Händen die Be-
wegungen nachmacht, die ein anderer
vor ihm Schender ausübt, und wenn
der Experimentirende seinen Arm nach
rechts schnellen läßt oder nach links
zeigt, macht unwillkürlich die Person,
mit welcher der Versuch angestellt
wird, mit ihrer eigenen Hand diese
Bewegung nach, und auf dem Streifen
des automatischen Schreib-Apparates
erscheint ein gewaltiger Ausschlag nach
derselben Richtung, nach welcher der
Experimentirende gezeigt hat oder sei-
nen Arm schnellen ließ. Der einfache
und doch so wirkungsvolle Apparat
scheint dazu berufen, noch weitere,
und zwar sehr interessante Aufklärungen
über die eigenthümliche Bewegungs-
thätigkeit der menschlichen Hand zu
geben.

„Im spanischen Waldgebirge Zeig-
weibel, dessen Fuß, nahe der franzö-
sischen Grenze, von den grünen Fluthen
des fantastischen Meeres gepulst
wird, wurde von Grenzjägern ein
dürrig mit Thierfellen bekleideter und
mit einer Steinart bewaffneter Mann
abesetzt, dessen wildes Aussehen noch
durch einen dichten verwitterten Bart
und lang herabhängendes Haupthaar
erhöht wurde. Er hatte sich beim
Herannahen der Wächter in eine Höhle
geschlüpft, wo er nach schwachem Wi-
derstand festgenommen wurde. Die
Beamten brachten das seltsame Wesen
nach Fuenterrabia und dort erregte
sein Ersehen großes Aufsehen. Von
den Behörden befragt, erklärte der
Troglobit, er heiße Rubencio San
Sebastian, sei 28 Jahre alt und frö-
her im Fintelhaufe von San Seba-
stian gewesen. Er habe längere Zeit
als Knecht in verschiedenen Dörfern
des Baskenlandes gedient, vor etwa
14 Jahren aber keine Arbeit finden
können, und im größten Elend sei er
in den Wald geflohen, wo er sich von
Giern, Waldfrüchten und am Meeres-
strand aufgefundenen Muscheln ernähr-
te. Er habe auch verirrten Schafen
und graenden Rehen aufgelauert und
sie mit seiner Steinart erschlagen. Da
er kein Feuer hatte, aß er das Fleisch
der erlegten Thiere roh. Seine Woh-
nung hatte er in der Höhle aufgeschla-
gen, in der seine Gefangenname er-
folgte, deren einzige Ausstattung in
einem Mooslager bestand. Der ar-
men Burschen nahmen sich nun mild-
thätige Leute an.“

„Zuchthausstrafe auf Kaffeetrinken.“
Es klingt heute ungläublich, und
dennoch erließ die kurfürstliche Regie-
rung am 23. Dezember 1766 den
Bonn aus auf Antrag der Landhände
des Herzogthums Westfalen, das zu
Köln gehörte, eine Verordnung, der-
gemäß der Handel mit Kaffee, sowie
der Genuß dieses Getränkes allen
Bürgers-, Bauers- und Arbeitsleuten
bei Vermeidung harter Strafen ver-
boten war. Desgleichen wurde die
Abkaffung alles Kaffeegetränks
strenge anbefohlen. Nur den höheren
Ständen ward der Bezug von Kaffee
aus dem Ausland und ein mäßiger
Genuß gestattet. Dieses Verbot, wie
auch ein wiederholtes von 1767 mühte
nicht viel. Am 6. Oktober 1770 er-
laubte man, um den Austausch im
Ausland zu hinterreiben, den Verkauf im
Inlande, auch den Genuß, aber es
mußten die Wohlhabenden dafür jähr-
lich vier Thaler, jede andere Haushal-
tung vierteljährlich einen Thaler be-
zahlen. Als aber dann das Kaffeet-
rinken sehr stark zunahm, kam am
17. Februar 1781 ein neuer Erlass,
der nicht nur allen Handel mit rohem
und gebranntem Kaffee und alles
Kaffeegetränken unter schweren Geld-
strafen und Zuchthausstrafen verbot,
sondern auch untersagte, daß Kaffee
vom Ausland in weniger als 50 Pfund
bezogen werde. Diese 50 Pfund durf-
ten aber nicht vertheilt, nicht ver-
schenkt, sondern nur von einem Ein-
zigen gebraucht werden. Hausfrauen,
die den Diensthöfen Kaffee gaben,
wurden ebenfalls schwer bestrast.

„Ein Ausgleich.“
Zimmerkellner: „Ein gebeltes Zim-
mer kostet 2 Mark und ein ungebeltes
kostet 1 Mark.“
Reisender: „Gut. Ein ungebeltes
kostet auch.“
Zimmerkellner: „Debaure sehr. Die
ungebelten sind alle beliebt — ich kann
Ihnen nur noch ein gebeltes geben!“
Reisender: „Wissen Sie was: geben
Sie mir eins zu einer Mark und ich
werde ein bißchen die Fenster offen
lassen!“

„Widerlegt.“
„Die deutsche Sprache ist eigentlich
doch recht arm!“
„Na, da sollten Sie mal meine Frau
hören!“